

Flucht – Vertreibung – Vertriebene

Herausforderung für die Deutungskompetenz der Kirche

VON CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT, MAINZ

Flucht – Vertreibung – Vertriebene, die uns auf dieser Tagung so ausgiebig beschäftigt haben,¹ kommen in den Verlautbarungen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) schon seit Jahrzehnten nicht mehr vor. In der aktuellen Debatte um das „Zentrum gegen Vertreibungen“ halten sich beide Kirchen, die katholische wie die evangelische, unübersehbar zurück. Und in den Landeskirchen scheint das Thema mitunter völlig in Vergessenheit geraten zu sein.² Die Folge ist, dass kirchliche, theologische oder christliche Gesichtspunkte in diesem Zusammenhang auch nicht mehr vorkommen. Den Ton geben Politiker, Historiker, Journalisten an und wenn Theologen oder ursprüngliche Theologen hervortreten, argumentieren sie nicht christlich-kirchlich, sondern politisch. Auf diese Weise entsteht der Eindruck, dass sich die Evangelische Kirche aus diesem Feld zurückgezogen und sowohl die Deutung als auch die Erinnerung an diesen Teil der Geschichte anderen überlassen hat.

Die Frage stellt sich, warum sich die EKD so verhält, – zumal es nicht immer so war. Nicht allein in früheren Jahrhunderten, auch in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Evangelische Kirche massiv Geschichtsdeutung und Geschichtstheologie getrieben. Erst ab Ende der 1960er Jahre begann der Rückzug, der schließlich ins geschichtstheologische Abseits eingemündet ist. Aber warum ist es zu dieser Entwicklung gekommen? Was hat die Kirche veranlasst, im Blick auf ihre geschichtstheologische Deutungskompetenz in eine so auffallende Schweisamkeit zu retardieren?

Der Antwort werden wir nahe kommen, wenn wir uns in einem ersten Schritt an das grundlegende Deutungsmuster erinnern, mit dem Theologen und Kirchenmänner in der EKD versucht haben, auf die mit der Flucht und Vertreibung von 12 Millionen Menschen gestellte Herausforderung für den Glauben eine Antwort zu finden. Denn das ist ja der theologische

1 Vorgetragen auf der Tagung der Ev. Akademie Baden „Flucht und Vertreibung, Erinnern und Versöhnen“ vom 23.-25. November 2007 in Bad Herrenalb.

2 So finden sich zum Beispiel in der Festschrift „60 Jahre Evangelische Kirche in Hessen und Nassau - EKHN 1947 – 2007“ keinerlei Angaben über Herkunft, Zahlen, Kirchlichkeit oder über die Versöhnungsarbeit der Vertriebenen.

Kern des Problems. Es geht darum, die Ungeheuerlichkeit der Vorgänge von Flucht und Vertreibung mit dem Glauben an Gott in eine sinnvolle Beziehung zu setzen, mit dem Ziel, auf diese Weise den Glauben zu bewahren und sogar als Hilfe für die Lebens- und Schicksalsbewältigung zu erhalten.

I. DAS GERICHT ÜBER UNSERE SÜNDEN

1. Die Strafe Gottes

Das Katastrophenjahr 1945 zeigt viele schlesische Prediger davon überzeugt, dass es die Strafe Gottes für die Sünden und Verbrechen von Nazi-Deutschland ist, die jetzt auf uns niedergeht.³ Auch die Kirchenleitung der Kirchenprovinz Schlesien erklärte nur wenige Tage nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht, am 20. Mai 1945, in Breslau in einem „Grußwort an die Brüder im Amt“:

„Unsere Heimat ist weithin verwüstet, unsere Gotteshäuser sind zerstört. Viele unserer Brüder und Schwestern haben alles, auch die, die ihnen die Liebsten waren, dahingeben müssen. Unzählige Familien sind getrennt und wissen nichts von einander. ...Friede- und freudelos treiben wir in einem Meer von namenlosem Leid. Gott hat im Augenblick des Zorns sein Angesicht vor uns verborgen. Es ist sein Gericht über unsere und unseres Volkes Sünden, das uns jetzt getroffen hat. Dieser Hintergrund gibt in allem Vordergrund des jetzigen Geschehens unserem Erschrecken seinen Ernst und seine Tiefe. Das Wort des Propheten Jeremia 2 Vers 19 gilt auch uns: ‚Es ist deiner Bosheit Schuld, dass du so geängstigt wirst, und deines Ungehorsams, dass du so gestraft wirst. Also musst du inne- werden und erfahren, was es für Kummer und Herzeleid bringt, den Herrn deinen Gott verlassen und ihn nicht fürchten, spricht der Herr Zebaoth‘.

Es ist ja wahr, wir haben die Menschen, Dinge und Mächte mehr gefürchtet als Gott den Herrn, wir haben zu Unrecht und Gewalttat geschwiegen, wo selbst die Steine schriehen. Wir haben auch hier in unserer schlesischen Kirchenprovinz den Frieden, den die Welt gibt, für höher geachtet als den Frieden Jesu Christi. Wahrlich, wir haben allen Grund, uns zu fürchten und zu erschrecken, denn unsere Sünden haben uns in Gottes Unfrieden gestoßen“.⁴

3 Dietmar Neß (Hg.), Flüchtlinge von Gottes Gnaden. Schlesische Predigt 1945-1952, hg. im Auftrag der Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V., Würzburg 1990, S. 79-81, 114, 123.

4 ebd., S. 45.

Ende August 1945 ergeht aus Treysa das Wort der Kirchenführerkonferenz der Evangelischen Kirche in Deutschland an die Gemeinden. Es setzt ein mit der Aussage:

Gottes Zorngericht ist über uns hereingebrochen. Gottes Hand liegt schwer auf uns. Später heißt es: Wo die Kirche ihre Verantwortung ernst nahm, rief sie zu den Geboten Gottes, nannte bei Namen Rechtsbruch und Frevel, die Schuld in den Konzentrationslagern, die Misshandlung und Ermordung von Juden und Kranken und suchte der Verführung der Jugend zu wehren. Aber man drängte sie in die Kirchenräume zurück, wie in ein Gefängnis....Und dann kam der Zorn Gottes....⁵

Diese Sicht war in der EKD vorherrschend. Auch in der katholischen Kirche sah man den Untergang des Hitlerreiches einschließlich der dann folgenden Vertreibung der Deutschen aus dem Osten als Strafe Gottes für die Hybris, die sich in Deutschland und Europa seit Jahrhunderten aufgebaut und in den Verbrechen der Nationalsozialisten ihren Höhepunkt erreicht hat.⁶

2. Die ausgebliebene Buße und die Reaktion der Schule von Karl Barth

Die Predigt vom Gericht war auf Buße angelegt. Es hat auch zahlreiche Menschen gegeben, die ihr Leben darauf hin nach dem Glauben neu ausgerichtet haben. Die anwachsende Kirchlichkeit nach dem Zusammenbruch hatte hier eine ihrer Wurzeln. Aber diese Reaktion zeigten bei weitem nicht alle Deutschen. Die Mehrheit hat den Gedanken an eine tiefere Neubesinnung nicht an sich herankommen lassen oder abgelehnt. Das musste in der Kirche Reaktionen zur Folge haben. Als besonders signifikantes Beispiel soll hier an Hans Joachim Iwand (1899–1960) erinnert werden. Iwand empfiehlt sich in diesem Zusammenhang besonders, weil er von Hause aus Schlesier war, während des Kirchenkampfes in Ostpreußen arbeitete und sich nach der Vertreibung bei den evangelischen Ostpreußen engagierte, zugleich aber mit Helmut Gollwitzer, Walter Kreck, Karl Gerhard Steck, Martin Niemöller zu den Anhängern und Geistesverwandten von Karl Barth gehörte.

Iwand gab 1949 auf der ökumenischen Flüchtlingstagung in Hamburg einen Bericht, den er unter die Überschrift „Die Flüchtlingsfrage als religi-

5 Friedrich Merzyn (Hg.), Kundgebungen: Worte und Erklärungen der Evangelischen Kirche in Deutschland 1945-1959, Unveränderter Nachdruck Hannover 1993, S. 6 f.

6 Rainer Bendel, Flucht und Vertreibung in der Sicht der deutschen Katholiken, in: JSKG 84/85 (2005/2006), S. 271-285, hier S. 276-278.

öse Frage“ stellte. Darin machte er deutlich, dass die Dimensionen des Elends, das mit den Flüchtlingen vor unseren Füßen liegt, in eine Tiefe reichen, die sich einer nationalen oder auch sozialen Zugangsweise verschließen. Denn das Elend der Flüchtlinge ist nicht allein auf den Hass von Polen auf Deutsche und auf die Verbrechen von Deutschen an Polen zurückzuführen. Unterhalb oder hinter dieser nationalen Austragungsebene liegt die Wurzel in der Abkehr Europas von Gott, die sich als hemmungslose Inhumanität auf allen Seiten zeigt. „Jeder Versuch, unser Problem innerhalb des Nationalitätendenkens zu lösen, ist Verrat an seiner religiösen Wurzel. Es ist kein nationales Problem, es ist viel eher ein Phänomen der spät zivilisierten, zum Nomadentum zurück kehrenden, seelenlosen Kultur“.⁷

Das gilt analog auch für alle Versuche, die Flüchtlingsfrage vor allem als soziales Problem zu begreifen. Natürlich sind Maßnahmen zur Linderung der Not durch öffentliche Stellen nötig und wichtig. Aber sie können das Entscheidende nicht sein. Das Entscheidende ist die persönliche, aus dem Herzen kommende Zuwendung von Menschen zu Menschen; eine Hinwendung zu diesen Geschlagenen, die Erlebnisse hinter sich haben, „wie sie nur noch mit den Gerichtsworten der Propheten zu beschreiben sind“.⁸ Damit es zu einer solchen Einstellung kommt, muss bei uns allen eine ehrliche, zu Buße und Umkehr im Angesicht Gottes bereite Erneuerung unserer Herzen einsetzen, die sich dann in einer mit-leidenden, brüderlichen Hinwendung zu den Flüchtlingen äußert und dazu führt, dass der Unterschied zwischen Heimatvertriebenen und Sesshaften aufgehoben wird, weil die Erkenntnis Platz gegriffen hat, dass das Gericht alle, das ganze Volk, und nicht allein die 12 Millionen aus dem Osten getroffen hat, das ganze Volk aber nur überlebt, wenn es diese Chance, die ihm jetzt gegeben ist, ergreift. Dann könnte das Flüchtlingselend der Anfang einer Wiedergeburt unseres Volkes aus dem Geist sein, eine Hilfe „zu echter Menschlichkeit und neuer Sinngebung des Daseins“.⁹

Fünf Jahre später, 1954, klingt die Stimme Iwands erkennbar schroffer. Er und seine Freunde sahen mit Sorge, dass Flucht und Vertreibung nur bei wenigen der direkt und indirekt Betroffenen in die Tiefe der Buße und der Annahme ihres Schicksals aus Gottes Hand, bei vielen aber in eine Haltung des auf das erlittene Unrecht pochenden Revisionismus und Revanchismus geführt haben. In dem Vortrag „Die politische Existenz des

7 Junge Kirche. Evangelische Kirchenzeitung 10. Jg. (1949), S. 227-230, hier S. 228.

8 ebd., S. 228.

9 ebd., S. 230.

Christen unter dem Auftrag und der Verheißung des Evangeliums von Jesus Christus“ ist Iwand auch auf die Problematik dieser Geisteshaltung eingegangen. Er sieht in ihr das alte deutsche Übel, das bereits 1918 wirksam wurde. Damals hat die Mehrheit der Deutschen nicht einsehen und nicht hinnehmen wollen, dass wir den Ersten Weltkrieg und im Gefolge davon die Monarchie verloren haben. Die nationale Verhärtung, unterstützt von der Dolchstoßlegende, war geistig gesehen „die organisierte Unbußfertigkeit“.¹⁰ Gerade diese Uneinsichtigkeit hat unser Volk anfällig gemacht für den Geschichtsrevisionismus, den ihnen die Nazis versprochen.

„Ich sage das darum, weil wir heute in der Gefahr stehen, denselben Parolen zum dritten Mal zu erliegen. Vieles, was wir heute hören und vernehmen können, nicht nur in Deutschland, sondern auch vom Ausland her, sieht so aus, als ob wir wieder in dieselbe Kurve einbiegen und sie zum dritten Mal ausfahren. Dass wir das diesmal mit der Zustimmung der westlichen Mächte tun, macht uns zwar sicherer, aber die Ausmaße der möglichen Katastrophe nur größer. Es kann keinen Weg in ein Gottgesegnetes Morgen unserer Geschichte geben, wenn wir noch einmal Gott und sein Gericht, wie es mit dem Ende des furchtbaren Krieges über uns gekommen ist, verachten und meinen, die Politik, die uns heute aufgegeben ist, habe wiederum zum Ziel, Deutschland wieder das werden zu lassen, was es vorher war“.¹¹

Das alte revisionistische Denken, so im gleichen Zusammenhang die Forderung von Karl Gerhard Steck, muss aufhören. Und mit ihm muss sich unser nationales Selbstverständnis, unser Geschichtsbild ändern. Vorstellungen, die auf eine Restauration deutscher Größe, aufbauend auf deutscher Selbstrechtfertigung in und außerhalb der Kirche, zielen, darf es nach diesem Zusammenbruch, den wir aus Gottes Hand annehmen, nicht mehr geben.¹²

Vor dem Hintergrund dieser Wende der Barth-Schule wird verständlich, warum Iwand und seine Freunde der kirchlichen wie der nichtkirchlichen Vertriebenenarbeit gegenüber auf Distanz gehen. Sie wird ihnen zunehmend verdächtig als politisch organisierte Uneinsichtigkeit, als Unbußfertigkeit mit dem Hang zu Revisionismus und Revanchismus.¹³ Gegen

10 Hans Joachim Iwand, Die politische Existenz des Christen unter dem Auftrag und der Verheißung des Evangeliums von Jesus Christus, in: H. J. Iwand – W. Kreck – K. G. Steck, Die Verkündigung des Evangeliums und die politische Existenz, (Theologische Existenz Heute 41), München 1954, S. 7-22, hier S. 16.

11 ebd., S. 17.

12 ebd., S: 40 f.

13 Jürgen Seim, Hans Joachim Iwand. Eine Biografie, 2. Aufl. Gütersloh 1999, S. 580-590.

diese Tendenz wehrt sich die Barth-Schule auch öffentlich-politisch und trägt damit dazu bei, dass die Aufforderung zur Buße des Herzens aus der Theologie und aus dem Gottesdienst heraus auf die politische Ebene verschoben wird. Wir können auch sagen, das Theologumenon vom Gericht Gottes und der Buße des Sünders wird politisiert, säkularisiert.

3. Die Ungleichheit der Gerichteten

Wie wir gesehen hatten, waren die Schlesier, so lange sie noch in Schlesien lebten, übereinstimmend von der Richtigkeit der Deutung von Zusammenbruch und Nachkriegsnot als Gericht Gottes überzeugt. Diese Überzeugung musste einen schweren Schlag bekommen, als ihnen in den Aufnahmegebieten klar wurde, dass das Gericht doch sehr ungleich ausgefallen ist. Es gab Millionen von Deutschen, die kaum davon betroffen waren und nichts verloren hatten. Es gab andererseits Millionen, die alles verloren hatten. Diese Erfahrung war übrigens die Voraussetzung für die Akzeptanz der Einrichtung des so genannten „Lastenausgleichs“ dann auch bei den Heimatverbliebenen. Insgesamt war und blieb aber unübersehbar, dass die Flüchtlinge und Vertriebenen letztlich die Leidtragenden des Gerichtes waren, obgleich das ganze Volk gemeint war. Damit begann auch unter den Vertriebenen die Zustimmung zu dieser Deutung der Geschichte immer mehr zu schwinden. Sie wurde nicht nur als nicht hilfreich, sondern als ungerecht und wenig christlich-brüderlich-liebevoll und solidarisch empfunden.

Trotzdem hat die EKD daran festgehalten. Auch von den Verfassern der so genannten Ostdenkschrift, – *Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn* – vom Jahr 1965 wird sie noch vertreten: „Wo Seelsorge und Verkündigung geübt werden, werden sie damit einsetzen müssen, dass der gewaltsame Verlust der Heimat zum Gerichtshandeln Gottes in Beziehung gesetzt wird.“¹⁴ Das heißt, dass das Unrecht der Vertreibung in das Licht einer anderen, höheren, göttlichen und damit nicht mehr hinterfragbaren Gerechtigkeit gestellt werden muss, die sich im Gericht zeigt. Damit ist den Vertriebenen nahe gelegt, ihr Schicksal und ihre persönlichen Erfahrungen im Lichtschein dieser höheren Gerechtigkeit zu sehen, auch wenn sie deren besondere Opfer sind, ihr nicht in allem folgen können und sie sie nicht vollumfänglich verstehen.

¹⁴ Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn, in: Die Denkschriften der Evangelischen Kirche in Deutschland Bd. 1/1 (Gütersloher Taschenbücher/Siebenstern 413), 3. Aufl. Gütersloh 1988 Teil II 2, S. 90.

Denn die Frage, warum gerade sie die Getroffenen sind, bleibt auf diesem Wege unerklärbar.

Die Synode hat die Kritik der Vertrieben ernst genommen und in der Erklärung „Vertreibung und Versöhnung“ vom 18. März 1966 ergänzend noch einmal ausdrücklich an die Gesamtverantwortung aller Deutschen für das Thema Vertreibung erinnert:

Die Vertreibung geht unser ganzes Volk an. Sie ist weit mehr als nur ein vielen einzelnen zugefügtes Leid. Wir alle, nicht nur die Vertriebenen, sind von ihr betroffen. ...Die reiche Geschichte Ostdeutschlands ist ein wesentliches Stück deutscher Geschichte. Vielgestaltig und fruchtbar ist der Beitrag der Ostdeutschen zu unserem politischen, kulturellen und kirchlichen Leben. Der Verlust ihrer Heimat bedeutet für unser ganzes Volk eine Schädigung, deren Schwere uns inmitten des chaotischen Kriegsendes und der angestrengten Aufbauzeit nicht immer genügend gegenwärtig war.¹⁵

Es war das letzte Mal, dass sich die EKD in der Vertriebenenproblematik so eindeutig zur Gesamtverantwortung aller Deutschen bekannt hat. Es war aber auch so ziemlich das letzte Mal, dass die EKD im Blick auf die Vertreibung mit dem Theologumenon vom Gericht Gottes gearbeitet hat. Würden die Vertriebenen schon bei der Abfassung der Ostdenkschrift nicht beteiligt, so wurden sie auch in die nachfolgende Versöhnungsarbeit der EKD mit den östlichen Nachbarn nicht einbezogen. Das Thema Vertreibung/Vertriebene ist von jetzt an kein Thema für Verlautbarungen der Kirche mehr. Die Deutungshoheit verlagert sich immer mehr auf die politische Ebene. Das heißt konkret, bestimmend werden die 68er und die Propaganda aus dem Ostblock.

4. Die Perhorreszierung der Vertriebenen

In der vielseitigen, hoch differenzierten Literatur zu den Anfangsjahren der 68er tauchen die Stichworte „Vertreibung“ oder „Vertriebene“ fast gar nicht auf. Das zeigt auf seine Weise, dass die 68er eigentlich andere Ziele verfolgten, an ganz anderen Fronten von sich reden machten und den Kampf gegen die Vertriebenen gar nicht auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Dass die Vertriebenenfrage bei den 68ern dann doch eine Rolle gespielt hat, hängt hauptsächlich damit zusammen, dass viele von ihnen diese Problematik als Teil der eigenen Familiengeschichte, als Teil der Schuldverstrickung ihrer Eltern persönlich erlebt hatten und von da her in ihre Diagnose und Lösung des Generationenkonfliktes einbezogen haben.

¹⁵ Vertreibung und Versöhnung, in: Die Denkschriften (wie Anm. 14) Teil I 2, S. 129.

Sehr deutlich kommt das in einem Interview zum Ausdruck, das Außenminister Joschka Fischer, der ja Sohn vertriebener Ungarn-Deutscher Eltern ist, am 28. August 2003 in der Wochenzeitung *Die ZEIT* veröffentlichten ließ. Dort wurde er im Rückblick auf die Anfänge der 68er-Bewegung gefragt:

ZEIT: Hat Ihre Generation sich dem Thema Vertreibung zu wenig gestellt, gab es ein Tabu?

Fischer: „Von wegen Tabu. Meine ganze Kindheit und Jugend besteht aus diesen Geschichten von Vertreibung, Besatzung, Bombennächten und den Treffen der Heimatvertriebenen. Die ganze Publizistik war voll davon. Ich hatte ganz andere Tabus, nämlich was die Frage der Schuld der Deutschen betrifft, das war ja Mitte der sechziger Jahre fast vollkommen ausgeblendet.“¹⁶

Ganz ähnlich erinnert sich die freie Journalistin und langjährige Korrespondentin für „Die Zeit“ in Warschau, Helga Hirsch, Tochter eines schlesischen Vaters und einer niedersächsischen Mutter, Jahrgang 1948:

„Ja – es mag vor allem unser Problem sein, das Problem der zweiten Generation, die wir die Eltern in den sechziger und siebziger Jahren als Ewiggestrige und Entspannungsfeinde stigmatisierten. Die wir von ihren tragischen Erlebnissen nichts mehr hören wollten, weil wir sofort deren Instrumentalisierung für eine Politik des Revanchismus unterstellten; (sodass)...wir die Älteren ins Schweigen oder in kleine Zirkel trieben, in denen sie sich verschlossen, anstatt sich zu öffnen. Aber es ist auch das Problem der gesamten deutschen Gesellschaft, deren Wissen über die Schicksale jeder fünften Familie unserer Bevölkerung marginal ist und die in ihrer Mehrheit glaubte, die Trauer dieser Menschen über den Verlust ihrer Heimat mit dem Verweis auf die Schuld des NS-Regimes unterdrücken zu müssen.“¹⁷

Auch Bruni Adler, Familientherapeutin und Schriftstellerin, Jahrgang 1952, hat im Rückblick auf ihre Jugend festgehalten:

Sozialisiert in der deutschen 68er-Bewegung, erachtete ich die Beschuldigung der gesamten Tätergeneration als gerecht und beklagte, was von meiner Generation als deren Uneinsichtigkeit wahrgenommen wurde. Von den Kriegs- und

16 „Was haben wir uns angetan?“ Zeit-Interview mit Außenminister Joschka Fischer über das Zentrum gegen Vertreibungen und über das Geschichtsbild der Deutschen, in: *Die Zeit* Nr. 36 vom 28. August 2003, S. 6.

17 Helga Hirsch, *Schweres Gepäck. Flucht und Vertreibung als Lebensthema*, Hamburg 2004, S. 16 – Dies., *Kollektive Erinnerung im Wandel*, in: *Aus Politik und Zeitgeschehen. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament* vom 29. September 2003, B 40-41/2003, S. 14-26.

Nachkriegserlebnissen meiner (aus Schlesien stammenden) Mutter mochte ich lange lieber nichts hören.¹⁸

Wie zutreffend diese Erinnerungen sind, zeigt ein Berliner Flugblatt vom Jahr 1967 „Aufstand gegen die Nazi-Generation.“ Ohne Anwandlungen von Zimperlichkeit wird dort erklärt: „Machen wir Schluss damit, dass die ganze Nazi-Scheiße von gestern weiterhin ihren Gestank über unsere Generation bringt“.¹⁹

In diese Richtung weist auch die Fortsetzung des Interviews mit Joschka Fischer. Auch er will gesehen wissen:

Die gegenwärtige Debatte über Deutsche als Opfer ... halte ich für völlig verkürzt. Ich sage das auch vor dem Hintergrund des Schicksals meiner eigenen Familie. Wenn wir über Vertreibung sprechen, kann man das, was vorher war, nicht außen vor lassen. Sonst kommt man zu einer völlig falschen Debatte, die da lautet: Die Deutschen waren auch Opfer. Damit relativiert man alle historische Schuld und kommt in die unheilvolle Konfrontation einer verzerrten Geschichtswahrnehmung, die weder der Wirklichkeit entspricht noch unseren europäischen Interessen. Die Debatte, die noch offen ist, heißt: Was haben wir uns selbst angetan? Was haben wir dadurch verloren? ... Den Schmerz über das Verlorene kann ich gut verstehen. Aber es muss der Schmerz darüber sein, was wir uns selbst angetan haben, und nicht darüber, was andere uns angetan haben.²⁰

Diese Interview-Auszüge zeigen, dass Fischer als führender 68er bereits Mitte der 60er Jahre hinsichtlich der Einschätzung der Vertreibung der Deutschen gegenüber seinen Eltern eine vollständige Neuorientierung vorgenommen hat. Ohne unzulässige Dramatisierung wird es sich nahe legen, von einem Bruch zu sprechen; von einem in emotionale Tiefen reichenden Abbruch der Familien- und der Volksgeschichte.

Fischer verhielt sich darin durchaus typisch. Den 68ern ging es vor allem um Befreiung, und zwar nicht allein aus persönlich-familiärer Enge, sondern mehr noch um Befreiung aus der Umklammerung durch eine Eltern-Generation, die mit einer nicht verarbeiteten, weithin verschwiegenen, unterschwellig in ihren Repräsentanten in Familie, Schule, Universität, Staat, Kirche weiter wirkenden Vergangenheit lebte, aber gleichzeitig sich und die Nachwachsenden über ihre Lebenslüge hinwegzutäuschen versuchte. Diese Lebenslüge wollten die 68er treffen. Der Prozess gegen A-

18 Bruni Adler, *Geteilte Erinnerung. Polen, Deutsche und der Krieg*, Tübingen 2006, S. 6.

19 Zitiert nach: *Protest! Literatur um 1968. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs Marbach (= Marbacher Kataloge 51)*, hg. von Ulrich Ort und Friedrich Pfäfflin, Marbach 1998, S. 43.

20 Joschka Fischer (wie Anm. 16).

dolf Eichmann war 1962 in Jerusalem zu Ende gegangen, die Verfahren gegen KZ-Aufseher in den Jahren 1963 bis 1965 hatten die Juden und ihre Opfer endgültig in das Licht öffentlicher Betroffenheit gerückt. Das Insistieren auf der deutschen Schuld gab der jungen Generation die unwiderlegbare Handhabe, sich gegen die Eltern-Generation abzugrenzen. Im Namen einer empörten Moral konnte sie einen Schnitt zwischen sich und den Täter-Eltern machen, ja auch sich selbst so weit als Opfer von deren autoritär-verlogener Erziehung inszenieren, um konsequent, ohne Sentimentalität aus der gemeinsamen Geschichte auszusteigen und „uns Nachgeborene, wie wir bald herausfanden, in den Stand einer militanten Unschuld und moralischen Superiorität zu versetzen“ (Bernward Vesper).²¹ Das heißt: „Aus dem braunen Sumpf bezog die Generation der Nachgeborenen die Feierlichkeit der eigenen Opposition. Noch der familiäre Vater-Sohn-Konflikt war dadurch pathetisch aufgeladen: Alles Nazis, außer Mutti“ (Albrecht von Lucke).²² Wobei Jürgen Busche darauf aufmerksam macht, dass die Kindheit der 68er durch die dominante Nachkriegskirchlichkeit geprägt war, die das starke Empfinden für moralische Wertungen begünstigt haben kann.²³

Mit der Einteilung in Täter und Opfer aber war ein sehr einfacher Schlüssel für das Verständnis des Lebens und der Welt gefunden. Mit der Trennung von den Täter-Vätern und der Solidarisierung mit den Holocaust-Opfern, schließlich mit allen Opfern von Unterdrückung und Gewalt weltweit, war nach Überzeugung der 68er die moralische Selbstreinigung, die Deutschland so dringend brauchte, vollzogen und der Anschluss an die Internationale der 68er hergestellt. Die neue Zeit konnte beginnen.²⁴

21 Bernward Vesper, *Felix Culpa. Vergangenheitsbewältigung als deutsche Selbstfaszination*, in: Gerd Koenen (Hg.), *Das Rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967-1977*, Köln 2001, S. 95-122, hier S. 95, auch 119.

22 Albrecht von Lucke, *Auszug aus der postpathetischen Republik*, in: *Ästhetik & Kommunikation*, 35. Jg. 124 (Frühjahr 2004), S. 21-27, hier S. 24.

23 Jürgen Busche, *Die 68er. Biographie einer Generation*, Berlin 2003: „Im 20. Jahrhundert ist wohl keine Generation in ihrer Kindheit so stark unter dem Einfluss der Kirchen aufgewachsen wie die 68er Generation. Nicht sehr viele der ihren sind später aus der Kirche ausgetreten.“ (S. 60).

24 Der Abtprimas des Benediktinerordens, Notker Wolf, hat diesen Sachverhalt so beschrieben: „Darum geht es. Um Schuld und Unschuld, das große unausgesprochene Thema der Achtundsechziger, das Grundmotiv, das alle Energien mobilisiert, die zur radikalen Gesellschaftsveränderung drängen. Nicht individuelle Freiheit ist das Ziel der Selbstverwirklichung, sondern die Ungewundenheit dessen, der einen Freibrief in der Tasche hat. Einen Freibrief, der ihm Schuldunfähigkeit attestiert. Den Freibrief zum Sich-gehen-Lassen. Und nach den Vorstellungen der Initiatoren ...würde dieser Freibrief künftig jedem Kind gleich nach seiner Geburt ausgehändigt, anstelle des Taufscheins gewissermaßen.“ (Abtprimas)

Weit systematischer, vielleicht auch deswegen von der Öffentlichkeit zum Teil gar nicht bemerkt, hat auf der anderen Seite die Propaganda aus dem Ostblock ihre Ziele verfolgt. Die kommunistischen Regierungen in Polen, Tschechien und der DDR haben sich gezielt der Vertriebenenverbände angenommen, sie durch gesteuerte Kampagnen gegen einzelne Funktionäre und ihre Entlarvung als Alt- und Spätnazis zu diskreditieren versucht und ihnen den sehr wirksamen Verdacht des Revisionismus und Revanchismus angehängt.²⁵ Damit haben sie immerhin erreicht, dass die Erinnerung an die „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“ von 1950 aus dem öffentlichen Bewusstsein bis heute fast ganz verschwunden ist. In der Charta hatten die Vertriebenen feierlich auf Rache und Vergeltung verzichtet und das Gegenteil von dem gesagt, was ihnen aus dem Ostblock unterstellt wurde.²⁶

Auch nach dem Zusammenbruch des Kommunismus und dem Untergang der DDR blieben Polen und Tschechien den Vertriebenen gegenüber auf Konfrontationskurs. Das zeigt sich besonders deutlich in der zurzeit laufenden Opfer-Debatte, in der es um die Frage geht, ob die Vertriebenen als Opfer anerkannt werden können. Die neue Sensibilität für die deutschen Opfer löst bei Polen und Tschechen massive Ängste aus. Der Warschauer Publizist Adam Krzeminski sprach aus, was andere wie der unter Hitler und Stalin verfolgte ehemalige polnische Außenminister Wladyslaw Bartoszewski oder Marek Edelman, der legendäre letzte noch lebende Anführer des Aufstandes im Warschauer Ghetto, ganz ähnlich sehen: Was bei den Deutschen jetzt läuft, ist „Geschichtsrevisionismus“, „Uminterpretierung der Geschichte des Krieges“, „das Gedenken an den Überfall am 1. September 1939 und an die Verbrechen, welche die Nationalsozialisten an Polen begingen, schwinde. Festzustellen sei ein verstärktes Interesse für die

mas Notker Wolf, Worauf warten wir? Ketzerische Gedanken zu Deutschland, Hamburg 2006, S. 66).

25 Matthias Sticker, Vertriebene als „Faschisten“? „Revisionisten“? „Kalte Krieger“? Ideologiekritische Anmerkungen zur Herkunft eines Vorurteils, in: Zum Ideologieproblem in der Geschichte. Herbert Hömig zum 65. Geburtstag, hg. von Erik Gieseking, Irene Göckel, Hermann-Josef Scheidgen und Anselm Tiggemann (= Susidia Academica, Reihe A: Band 8), Lauf an der Pegnitz 2006, S. 177-201.

26 Manfred Kittel, Vertreibung der Vertriebenen? Der historische deutsche Osten in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik (1961-1982), München 2006.

eigene Vergangenheit, was zu einem neuen Opferkult und zu einer deutschen Leidensgeschichte führe“.²⁷

Es ist deutlich, dass die polnisch-tschechische Sicht mit der der deutschen Achtundsechziger, aber letztlich auch mit denen der Schule von Karl Barth im Kern übereinstimmt. Dieser Allianz, die sich aus ganz unterschiedlichen Traditionen speist, steht die evangelische Kirche unsicher und gespalten gegenüber. Mit dem Theologumenon vom Gericht Gottes war sie bei den Hauptbetroffenen, bei den Vertriebenen, gescheitert. Ernsthaft wird sie in der heutigen Debatte nicht mehr vertreten. Eine andere, überzeugendere Deutung hatte sie nicht entwickeln können. Die Folge ist – Schweigen. Das eingangs erwähnte Schweigen der EKD zum Thema Vertreibung/Vertriebene ist – so stellt es sich mir dar – Ausdruck ihrer theologischen Ratlosigkeit. Schweigen ist hier aber noch fast das Beste, was sie von ihren Prämissen her tun kann, aber eben nur – fast das Beste. Denn es gibt durchaus auch eine andere Möglichkeit.

II. DIE BEWAHRUNG DES SEGENS

1. Die Würde des Sünders im Gericht

Von Betroffenen selbst ist ein sehr viel hilfreicherer Deutungsmuster entwickelt und dann auch praktiziert worden. Die ersten, die es formuliert haben, waren Schlesier. Es ist heute fast vergessen, dass es in der ehemaligen evangelischen Hofkirche zu Breslau vom 22. bis 23. Juli 1946 noch eine letzte Synode gegeben hat. Es war die einzige repräsentative Kirchenversammlung der östlichen, inzwischen untergegangenen altpreußischen Kirchenprovinzen, die nach dem Zusammenbruch des Hitler-Reiches noch in ihrem Heimatgebiet schon während der bereits laufenden Vertreibungen abgehalten werden konnte. Die dort verfassten Grußworte gehören zum Wichtigsten und theologisch Bedeutsamsten, was in dieser Zeit von Vertriebenen selbst hervorgebracht worden ist.

Die grundlegende Einsicht, die diese Grußworte immer wieder durchspielen, ist: Wir „beugen uns unter den heiligen Willen des verborgenen Gottes“.²⁸ Hinter dem, was wir unter Schmerzen täglich erleben, hinter

27 Adam Krzeminski, Die schwierige deutsch-polnische Vergangenheitspolitik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament vom 29. September 2003, B 40-41/2003, S. 3-5.

28 Beschlüsse der Synode der Evangelischen Kirche von Schlesien, Breslau 1946 (22. und 23. Juli 1946), in: Manfred Jacobs (Hg.), Ernst Hornig, Die schlesische evangelische Kirche 1546–1964. Dokumente aus der Nachkriegszeit zur Geschichte der schlesischen Kirche im Gebiet östlich und westlich der Neiße, Görlitz 2001, S. 168 – 178, hier S. 174.

dem Unrecht, der Gewalt, den Schikanen, dem Hunger, den Vertreibungen, den Vergewaltigungen sehen wir seine „Heimsuchung“²⁹, sein „Gericht.“³⁰ Aber wenn wir nun die Heimat verlassen müssen, dann nehmen wir dieses Schicksal an – nicht aus den Händen von Polen und Russen, nicht als Folge missverstandener internationaler Abkommen – sondern aus den Händen Gottes. Sein Name wird von den Autoren herausgestellt, gepriesen, gelobt; Polen und Russen werden mit keinem Wort erwähnt.

Gott ist es denn auch, der uns gehen heißt, wie er unsern Erzvater Abraham gehen hieß: Gehe aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will (1. Mose 1,12).

Gott ist es, der uns mit seinem Segen begleitet, so wie er schon Abraham begleitet hat: *Ich will dich segnen; und du sollst ein Segen sein* (1. Mose 12,2).

Darum wollen wir gehen wie Abraham und nicht verzagen, sondern uns gegenseitig zurufen wie Gott Josua zugerufen hat, als er vor dem Übergang über den Jordan stand *So bleibt getrost und freudig* (Josua 1, 9). Aus dieser Prämisse folgen die Aussagen und Aufforderungen

1. an die noch verbliebenen Gemeinden in Schlesien: Wir gehen nicht aus unserem Land wie Diebe, die hier eingedrungen waren und zu Unrecht hier gelebt haben. Wir gehen oder wir bleiben und arbeiten hier weiter als Gesegnete. Gott hat uns und mit uns dieses Land gesegnet und dieser Segen ist durch sein Gericht nicht hinfällig geworden.

Mit Dank gegen Gott blicken wir mit euch auf den gesegneten Lauf des Wortes Gottes im Schlesierland, auf ein Jahrtausend christlicher Verkündigung, auf vierhundert Jahre Reformation, auf unsere Friedens- und Gnadenkirchen, auf Grenzkirchen und Bethäuser, auf Kirchen und Kapellen hin und her, auf Pfarr- und Gemeindehäuser, auf Mutterhäuser und Brüderanstalten, auf Friedhöfe und stille Gräfte, auf Anstalten und Heime,

Wir sehen dankbar die Zeugenschar begnadeter Theologen, Prediger und Kirchenführer, die schlesischen Väter und Mütter der Inneren Mission, der Liederdichter und Kirchenmusiker, die Tausende unbekannter Pfarrer, die das Wort Gottes rein gelehrt und die Sakramente recht verwaltet haben, die Pfarrfrauen und Ältesten, Diakone und Diakonissen, Lektoren und Gemeindeglieder, die unter Not und Leiden, in Geduld und Glauben unserer Kirche gedient haben.³¹

29 ebd., S. 174, 177.

30 ebd., S. 175f.

31 ebd., S. 173.

2. an die evangelischen Schlesier im Reich: Wir gehen nicht als Bettler, auch wenn wir äußerlich alles verloren haben. Wir gehen als Menschen, zu denen Gott gesprochen hat, die Gottes Gegenwart erfahren haben und dadurch reich beschenkt und gesegnet sind:

Wir müssen voller Lob und Preis bekennen, dass Gott uns überreich gesegnet hat in einer Not und Armut ohnegleichen. Als Haus und Hof in Trümmer sanken, als Hab und Gut zur Siegesbeute ward und wir die Knechte fremder Herren wurden, als Hunger, Seuche und das große Sterben hereingebrochen waren über uns, da ist der Heiland selbst in unserer Mitte aufgestanden und hat die Hände segnend über uns gehalten. Da nahm der Herr die Kirche, seine Magd, die von der Welt verachtet war, und setzte sie zur Helferin und Trösterin dem Leidgeschlagenen Volk in unserem Land.....So lässt uns Gottes Gnade im Gericht, in das uns unsere große Schuld gestoßen hat, zur Läuterung und zum Segen werden.³²

3. an die Landeskirchen und Gemeinden im Reich: Wir kommen nicht als Bettler, auch wenn wir es äußerlich sind. Wir kommen in die Kirchen und Gemeinden im Reich als die, die bei aller Armut viel mitbringen und euch bereichern können.

Die Evangelischen, die aus Schlesien zu euch kommen, wollen nicht nur Nehmende, sondern auch Gebende sein. Sie kommen aus einer wunderbaren gnädigen Heimsuchung Gottes: „als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe, sie leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, die aber doch viele reich machen, als die nichts haben und doch alles haben.“ (2. Kor. 6, 9–10).³³

Damit liegen die von der Hofkirchensynode verabschiedeten Grußworte theologisch auf der Linie, die Joachim Konrad in seiner berühmten Abschiedspredigt am 30. Juni 1946, drei Wochen vor der Synode vorgegeben hatte. Konrad (1903–1979), bis 1946 Pfarrer an der St. Elisabeth-Kirche und Stadtdekan in Breslau, später Professor für Praktische Theologie in Münster und Bonn und daneben von 1957 bis 1973 Vorsitzender der „Gemeinschaft evangelischer Schlesier“,³⁴ hatte seiner Predigt das Wort an Abraham „Geh aus deinem Vaterland....“ zugrunde gelegt. Er erhebt keine Anklagen gegen Polen und Russen, sondern vermittelt seinen Zuhörern die Ansicht des Glaubens, dass der erzwungene Auszug aus Schlesien nach Gottes Willen geschieht und ein Aufbruch sein kann in eine Zukunft, die

32 ebd., S. 175 f.

33 ebd., S. 177 f.

34 Christian-Erdmann Schott, Artikel Joachim Konrad (1903-1979) in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL) Bd. XXV (2005) Sp. 715-719.

von Gottes Segen begleitet ist: „Wo Gottes Segen mit uns ist...wird auch das ärmste Leben reich. Segen ist nicht mit Glück und äußerem Erfolg zu verwechseln. Gesegnet sein heißt, auch mitten in aller Trübsal und Schwere der Güte Gottes gewiss sein, die mit uns ist.“³⁵

Damit ermöglichte die Hofkirchensynode den evangelischen Schlesiern mit innerer Würde, wenn auch unter Tränen und unter äußerlich zutiefst entwürdigenden Umständen die Heimat zu verlassen. Sie gingen im Gehorsam des Glaubens an Gott. Sie litten bis zur Grenze des Erträglichen, aber sie hatten einen Halt, eine innere Kraft, die sie in ihrer großen Mehrheit die Vertreibung ohne Hass durchstehen ließ. Dass das möglich war, ist das Verdienst vieler, auch ganz schlichter Christen, die, häufig durch das im Fluchtgepäck mitgenommene Gesangbuch ihrer katholischen oder evangelischen Kirche gestärkt, so ähnlich dachten, glaubten, predigten. Die Synode in der Breslauer Hofkirche hat es nicht erfunden, sie hat es aber theologisch auf den Punkt gebracht.

Dazu kommt die Klarstellung der Synode, dass der Segen, der auf der Kirchengeschichte des evangelischen Schlesien durch Jahrhunderte gelegen hat, durch die Vertreibung nicht hinfällig und von Gott nicht zurück genommen worden ist. Die Autoren, die diesen Gedanken eingebracht haben, konnten nicht wissen, wie wichtig er für die Integration in den Aufnahmegebieten noch werden würde. Die „Dahergelaufenen“ aus dem Osten hatten nichts, womit sie ihre geistig-geistliche Herkunft „nachweisen“ und sich ihrer eigenen Identität immer wieder versichern konnten. Umso wichtiger war ihnen neben dem Rückgriff auf das Wort Gottes, neben der Gemeinschaft untereinander und dem Austausch mit Schicksalsgenossen immer auch die Pflege der Erinnerung an Schlesien, an seine Geschichte und Kirchengeschichte. Die Vertriebenenarbeit in den Hilfskomitees war denn auch weithin historisch, das heißt auf die Pflege der Erinnerung an den nicht aufgekündigten Segen, zum Beispiel der evangelischen Kirche Schlesiens, ausgerichtet.³⁶

35 Joachim Konrad, Letzte evangelische und deutsche Predigt in der St. Elisabethkirche zu Breslau am 30. Juni 1946 über 1. Mose 12,1.2 in: Dietmar Neß (Hg.), Flüchtlinge (wie Anm. 3), S. 87-95, hier S. 94.

36 Christian-Erdmann Schott, Die politische, kirchenpolitische und psychische Ausgangslage für die schlesische evangelisch-kirchliche Arbeit ab 1945, in: JSKG 73 (1994), S. 7-31 – Ders., 1945-2005. Sechzig Jahre schlesische Kirchengeschichte, in: JBBKG 66 (2007), S. 405-419.

2. Segen aus dem Leid

Zu den in dieser Weise nicht erwarteten, positiven Erscheinungen der späteren Nachkriegszeit gehört die Hinwendung der kirchlich eingestellten evangelischen Vertriebenen zu ihren ehemaligen Heimatgebieten. Das Interesse an der verlassenen Heimat hat in den Hilfskomitees immer bestanden. Aber letztlich ist es die Trauer, die sie veranlasste, nach Jahren der Verarbeitung des ersten Schocks in verstärktem Maße die Fühler nach diesen äußerlich so fern gerückten Gegenden auszustrecken. So wie Trauernde die Gräber ihrer Angehörigen aufsuchen und dadurch ihre Trauer ausleben und überwinden, so fuhren nun die Vertriebenen „nach Hause“. Sie wollten noch einmal in ihrem alten Dorf, in ihrer Kirche, an den Gräbern der Eltern oder Großeltern gewesen sein, um mit ihrem Schicksal, mit sich selbst, ins Reine zu kommen und Frieden machen zu können. Was in der „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e. V.“ unter Federführung von Reinhard Hausmann 1972 begann, ab 1974 „Schlesienhilfe“ genannt wurde und ab 1977 zusammen mit der Schlesischen Genossenschaft des Johanniterordens weitergeführt wurde,³⁷ war äußerlich ein großes diakonisches Hilfsprogramm der Vertriebenen für die alte Heimat. In Parallele dazu gab es, zum Beispiel bei den Johannitern, auch die Pommern-, Ostpreußen-, Posen-Westpreußenhilfe.³⁸ Hunderte von Transporten gingen in die alte Heimat. Familien einschließlich Großeltern und Enkeln, Freundeskreise, ehemalige Schulklassen, viele Einzelpersonen machten sich auf den Weg. Manche haben 30, ja 40 Mal ihren Heimatort besucht. In dem Buch „Brücken nach Polen. Berichte aus der Gemeinschaft evangelischer Schlesier“ ist von dieser stillen Bewegung einiges festgehalten.³⁹ Sie alle, einschließlich der so genannten Heimwehtouristen, fahren in das Land, das sie verlassen mussten und das ihnen nicht mehr gehört, um endgültig Abschied zu nehmen. Sie wollen es nicht zurück. Sie sind keine Revanchisten oder Revisionisten. Es sind Trauernde, die das Land ihrer Väter segnend in die Hände der jetzt dort lebenden Polen legen.

37 Reinhard Hausmann, Die Schlesienhilfe – Entstehung und erster Abschnitt ihrer Geschichte (1972-1981), in: C.-E. Schott (Hg.), Spuren und Wirkungen der schlesischen evangelischen Kirche im Nachkriegsdeutschland, Würzburg 2000, S. 209-214 – Niklas v. Selchow, Die Schlesienhilfe – 20 Jahre Schlesienhilfe der Schlesischen Genossenschaft des Johanniterordens (1977-1996), ebd., S. 215-219.

38 Christian-Erdmann Schott, Die Hilfsaktionen der Johanniter östlich von Oder und Neiße in den Jahren 1952 bis 1998, in: Beiträge zur ostdeutschen Kirchengeschichte, Folge 3, Düsseldorf 1999, S. 27-49.

39 Christian-Erdmann Schott (Hg.), Brücken nach Polen. Berichte aus der Gemeinschaft evangelischer Schlesier, Würzburg 2003, 222 S.

Inzwischen ist erwiesen, dass diese Haltung, dass diese Trauerarbeit der Vertriebenen auch Früchte trägt. Unter Hinweis auf eine im Jahr 2003 in der liberalen, aber nicht unbedingt deutschfreundlichen⁴⁰ polnischen Wochenzeitschrift *Wprost* veröffentlichte Umfrage des Warschauer Meinungsforschungsinstitutes Pentor⁴¹ machte Thomas Urban, Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ in Warschau, darauf aufmerksam,

dass die Furcht der Polen vor deutschen Forderungen um so größer ist, je weiter sie von den einst deutschen Gebieten entfernt leben. So teilten im Herbst 2003 derartige Befürchtungen fast zwei Drittel der Einwohner der Woiwodschaften Masowien mit der Hauptstadt Warschau und des Vorkarpatenlandes. In der zentralpolnischen Woiwodschaft Swietokrzyskie (Heiligkreuz) hatten sogar 77 Prozent der Bewohner Angst vor den Forderungen der Deutschen. Ganz anders lagen die Dinge in den ehemaligen deutschen Ostgebieten: In der Woiwodschaft Pommern äußerten nur 37 Prozent der Befragten derartige Befürchtungen und in der Woiwodschaft Schlesien 32 Prozent.⁴²

Inzwischen haben sich die Zahlen in den polnischen Westgebieten zu Gunsten der Deutschen noch weiter deutlich verbessert; wobei freilich auch eine Rolle spielt, dass viele Polen in den so genannten Westgebieten auch als selbst Vertriebene das Schicksal der deutschen Bevölkerung teilen und zum Teil auch selbst noch miterlebt haben.

Bedauerlich ist allerdings, dass diese Friedensarbeit der Hilfskomitees der deutschen Öffentlichkeit mit dem Ziel der Entkräftung des Revanchismusverdacht es bisher kaum vermittelt werden konnte.

III. FLUCHT – VERTREIBUNG – VERTRIEBENE ALS BLEIBENDE – HERAUSFORDERUNG AN DIE DEUTUNGSKOMPETENZ DER KIRCHE

Die Tatsache, dass mit dem allmählichen Abtreten der zweiten Generation der Vertriebenen, das heißt mit dem Abtreten der Kinder von 1945, die Problematik von Flucht und Vertreibung sich sozusagen biologisch zu erledigen und an Brisanz zu verlieren scheint, wäre kein Grund, die Frage nach der Deutungskompetenz der Kirche für erledigt zu halten. Die Vertreibung von 12 Millionen Menschen, die größte Vertreibung in der uns bekannten Geschichte, ist ein so einschneidender und gewaltiger Vorgang,

40 In *Wprost* erschien im September 2003 das berühmte Titelbild, das die BdV-Vorsitzende Erika Steinbach in SS-Uniform auf Bundeskanzler Gerhard Schröder reitend zeigte.

41 *Wprost* vom 2. November 2003, S. 28-32.

42 Thomas Urban, Historische Belastungen der Integration Polens in die EU, in: APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. 5-6/2005, S. 32-39, hier S. 36.

dass er auch in Zukunft die Deutungskompetenz der Kirche herausfordern wird; auch deshalb, weil es um unsere Mit- und Einwirkung auf die Erinnerungskultur, auf die Bildung des Geschichtsbildes unseres Volkes und nicht nur unseres Volkes geht. Damit die Kirche kompetent mitreden und in Konkurrenz zu nicht erwünschten Deutungen treten kann, zum Beispiel ideologischen oder wahrheitswidrigen, wird sie gut daran tun, ihre eigenen Voraussetzungen zu überprüfen. Nach dem, was hier vorgetragen wurde, bedeutet das:

1. Anerkennung der Tatsache, dass die Deutung der Vertreibung als Gericht Gottes für die Sünden der Deutschen im Nazireich so, wie sie bisher verkündet und umgesetzt wurde, in die Aporie geführt hat. Es konnte nicht verhindert werden, dass die Vertriebenen allein als die Leidtragenden der Bestrafung des ganzen Volkes dastehen, das Volk sich aber an ihrem Schicksal weithin uninteressiert zeigt. Hier ist etwas falsch gelaufen, das so nicht stehen bleiben kann.

Das bedeutet nicht, dass die Kirche auf das Theologumenon vom Gericht als Deutungskategorie überhaupt verzichten sollte. Es bedeutet aber, dass sie es so auslegen und anwenden müsste, dass am Ende aus der anerkannten Schuldverstrickung des ganzen deutschen Volkes die Würdigung des stellvertretenden Leidens und die bleibende Solidarität mit den Vertriebenen heraus kommt. Damit wird nichts revolutionär Neues, sondern lediglich die Rückkehr zum ursprünglichen Sinn der theologischen Rede vom Gericht vorgeschlagen. Zu einer solchen re-formatio des Begriffs könnte beitragen, was die Vertriebenen in existentieller Auslegung und Umsetzung des auch von ihnen im Glauben akzeptierten Gerichtes selbst gesagt haben. Diese Auslegung zeigt nämlich

2. dass die am härtesten vom Gericht Betroffenen Deutungen bereitstellen konnten, die ihnen das Überleben in Würde ermöglicht und sich zugleich als zukunftsfähig erwiesen haben. Letzteres zeigt vor allem die Versöhnungsarbeit der Vertriebenen. Dieser Einsatz der Hilfskomitees verdient auf einem Ruhmesblatt in der Geschichtsschreibung der Nachkriegszeit festgehalten zu werden. Er ist ein moralisch-politischer Gewinn für unsere Kirche und unser Volk, in dieser Tiefe und Breite einmalig in der Geschichte. Umso erstaunlicher ist, dass die Versöhnungsarbeit der Vertriebenen in Kirche und Öffentlichkeit bisher kaum wahrgenommen wurde.

Diese Gleichgültigkeit gegenüber der Friedensarbeit der Vertriebenen kann daran liegen, dass die ihnen angehängten, inzwischen fest eingeschlifenen Klischees von Revanchismus und Revisionismus so unausrottbar tief sitzen, dass sie den Blick verstellen. Sie kann aber auch in der Furcht begründet sein, mit der öffentlichen Anerkennung der Versöhnungsarbeit der

Hilfskomitees insgesamt zu einer Neubewertung von Geist, Haltung und Leistungen der Vertriebenen kommen zu müssen. Neubewertungen durchzusetzen, war und ist immer ein schwieriges Geschäft. Da gibt es viele Widerstände zu überwinden. Aber längerfristig wird sich die Kirche dem nicht verschließen können, auch wenn jetzt noch nicht absehbar ist, welche weiteren Konsequenzen sich daraus noch ergeben können.

Die Sorgen von Polen und Tschechen sind dabei durchaus zu beachten. Aber wir werden sie ihnen nicht abnehmen können. Wenn wir die Wahrheit aus Rücksicht auf Polen und Tschechien klein reden, wird sie irgendwann umso lauter hervortreten, gemäß dem Wort Jesu: "Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, das man nicht wissen werde" (Matth. 10,26).

Polen und Tschechen werden ihre Vorbehalte überwinden, wenn sie die Vertreibung in ihre nationalen und kirchlichen Geschichtsbilder so einarbeiten, dass sie damit unbeanstandet leben können. Zurzeit wirken diese Gesellschaften wie nicht glückliche Besitzer. Ihre schnell aufflammende Gereiztheit bei diesem Thema zeigt es. Hier kann uns und ihnen nur das weiterhelfen, was der Herr den Seinen prophezeit hat: "Die Wahrheit wird euch frei machen" (Joh. 8, 32).

Christian-Erdmann Schott: Ucieczka – Wypędzenie – Wypędzeni. Wyzwanie wobec interpretacyjnych kompetencji kościoła.

Celem tego artykułu jest wskazanie Kościołowi Ewangelickiemu zobowiązań, jakie posiada on wobec interpretacji strat i ofiar na dawnych niemieckich terenach na Wschodzie. Od czasu memoriałów z 1965 r. i 1966 r. Kościół Ewangelicki Niemiec nie wypowiedział w tej kwestii niczego zasadniczego, a tym samym pozostawił pole interpretacji teologicznej szkole Karla Bartha, rocznikowi 68 roku i propagandystom dawnego bloku wschodniego. Równocześnie wypędzeni, szczególnie ci pośród nich, którzy kierują się światopoglądem chrześcijańskim, zniwelowali podejrzenie o rewanżyzm i rewizjonizm za sprawą przekonującej pracy wiodącej ku pojednaniu. Na płaszczyźnie kościelnej i społecznej zaangażowanie to nie zostało jednak należycie docenione. Wydaje się, iż czas dojrzał do tego, aby Ewangelicki Kościół Niemiec dostrzegł owe linie rozwojowe i podbudowując je od strony teologicznej starał się włączyć je do obrazu naszej historii i obrazu historii naszego kościoła.